Pamph
Pol. Sci
M

Mayer, Emil Walther 1854-1927

3 1761 09702181 0

Die Feier der Reichsgründung

veranstaltet am 18. Januar 1923
von der Universität Gießen.

LIBRARY
APR 24 1924
UNIVERSITY OF TORONTO

1. Ansprache des Rektors Professor Dr. Eger.
2. Festrede von Professor Dr. Mayer:
„Die sittliche Bedeutung des Staats".

von Münchow'sche Universitäts-Druckerei Otto Kindt Wwe.
Gießen 1923.

Die Feier der Reichsgründung

veranstaltet am 18. Januar 1923
von der Universität Gießen.

1. Ansprache des Rektors Professor Dr. Eger.
2. Festrede von Professor Dr. Mayer:
„Die sittliche Bedeutung des Staats“.

Ansprache des Rektors Professor Dr. jur. Eger.

Hochgeehrte Gäste, liebe Kollegen
und Kommilitonen!

Namens der Universität begrüße ich Sie alle, die Sie heute hier zusammengekommen sind, um in einer ernsten Feierstunde sich gemeinsam der Erinnerung zu widmen an das in der Geschichte unseres deutschen Volkes so große Geschehen: die Gründung des deutschen Reiches.

Eine ernste Feierstunde soll es sein, die frei ist von dem Mißklang inneren Zwists, die die Herzen erhebt über die Sorgen des Alltags und uns neu stärkt und wappnet gegen all das unendlich Schwere, das auf uns lastet und uns schier zu erdrücken droht.

Allerdings kann man fragen: Kann eine Rückschau aus dem düsteren Jetzt mit all seiner Not und Pein und der unheilschwangeren allernächsten Zukunft in das stolz-frohe Einst vor 52 Jahren diese erhebende und stärkende Wirkung haben? Löst dieser Blick nicht vielmehr nur brennenden Schmerz aus, will nicht manchen von uns die Verzweiflung übermannen bei dem Vergleich des wehrlosen, vom Feind vergewaltigten Deutschland von heute mit dem starken, weltgeachteten Reich von 1871? –

Und doch: Wir dürfen uns nicht einem wehmutsvollen Entsagen und Verzagen hingeben, dürfen nicht eine Stimmung in uns aufkommen lassen, die der des siechen Kranken gleicht, der – dem Tod verfallen – sich noch einmal zurückerinnert an die Tage der Jugend und Gesundheit, da die Lebenskraft ihn heiß durchströmte. Wir dürfen es nicht – denn wer sich selbst aufgibt, der ist unrettbar verloren.

Noch aber ist des deutschen Volkes Todesstunde nicht gekommen, noch lebt es und ringt um seine Existenz, und in diesem Ringen können und wollen wir für uns neue Kräfte und belebende Hoffnung schöpfen aus der Erinnerung an jenen Tag, der dem deutschen Volk das hohe, noch unverlorene Gut der Reichseinheit gebracht hat.

Wie das deutsche Volk durch manche Zeiten schwerster Not hindurch gehen mußte, bis ihm jener stolze Tag leuchtete, so wird – das muß unser unerschütterlicher Glaube sein – für es auch nach dieser schwärzesten Nacht mit Gottes Hilfe wieder ein sonniger Morgen anbrechen.

Wenn es als freies Volk weiter zu leben verdient, dann werden diese Zeiten härtester Prüfung all die guten Kräfte, die Hin-

gebung an das Ganze wieder wecken, die es in den Stand gesetzt habe, in dem gewaltigen bewaffneten Ringen Jahre hindurch so übermenschliches zu vollbringen. Dann wird es ihm gelingen sich zu behaupten trotz aller Feinde und auch das teure Gut seiner Einheit zu bewahren.

Wir aber, die Glieder dieser Volks- und Schicksalsgemeinschaft, wir haben die heilige Pflicht, voll starkem Glauben hierbei mitzuarbeiten mit unserer ganzen Kraft. Nicht folgend blinder, schnell verrauchender Leidenschaft, sondern erfüllt von tiefstem sittlichem Ernst in voller Erkenntnis der ungeheuren Verantwortung jedes Einzelnen und der furchtbaren Gefahren unserer Lage, und auch von einer Ahnung dessen erfüllt, was diese gewaltigen äußeren und inneren Kämpfe nicht nur für uns, sondern für die ganze gährende Menschheit zu bedeuten haben.

In diesem Geiste wollen wir den heutigen Tag begehen.

Ich bitte jetzt Herrn Professor Mayer das Wort zu ergreifen.

Festrede des Professors Dr. theol. et phil. Mayer.

(In verkürzter Form.)

Hochansehnliche Versammlung, hochverehrte Herren Kollegen und Kommilitonen!

Heute vor 52 Jahren ist das neue deutsche Reich begründet worden. Man braucht sich nicht lang in die Vergangenheit zu vertiefen, um inne zu werden, was dies Ereignis für das damals lebende Geschlecht bedeutet hat. Fast jedes Blatt der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert zeugt davon, wie inbrünstig und heiß die Wiedervereinigung der deutschen Stämme in einem Reich von der deutschen Volksseele ersehnt und erstrebt worden war. In zahlreichen Sagen und Liedern, die jetzt noch nachhallen, ist davon immer wieder gesagt und gesungen worden. Öffentlich und heimlich, in geräuschvollen Volksversammlungen, in gedankenschweren Parlamentsverhandlungen, in geschlossenen Vereinen und verborgenen Konventikeln ist davon geredet und darum gerungen worden. Namentlich auch unsere Universitäten, Dozenten und Studenten, haben sich für das Ideal der deutschen Einheit begeistert: ein Ideal, das freilich zeitweise in nebelhaften Fernen zu versinken schien. Standen doch seiner Verwirklichung schier unüberwindliche Hindernisse im Wege: Schwierigkeiten im Innern, Schwierigkeiten draußen: unwillkürlich hat man das Wort des römischen Dichters erneuert „tantae molis erat germanam condere gentem"! Kein Wunder, daß ein Jubelruf durch das ganze deutsche Volk ging, als der große Wurf endlich gelungen war. Wir Älteren können uns wohl noch erinnern, daß wir es als Kinder staunend mit ansahen, wie aus den Augen greiser, wetterharter Männer Tränen der Ergriffenheit und der Dankbarkeit rannen: das Sehnen ihrer Jugendzeit war endlich in Erfüllung gegangen. Begreiflich auch, daß der 18. Januar ein nationaler Festtag geworden ist.

Zur Stunde freilich ein bitter ernster Festtag! Steht doch das junge deutsche Reich vor unsern Augen als ein verstümmelter, aus tausend Wunden blutender Körper, infolge eines unerträglichen Friedensschlusses und eines unerträglicheren Friedensbruchs aufs härteste und grausamste bedrängt und bedrückt. Wenn je, so gilt von unsrer heutigen Festesfreude das Wort: res severa gaudium, Freude ist ein ernstes Ding. Aber wenigstens solch ernste Freude an seiner Wiedervereinigung soll und darf sich das deutsche Volk nicht rauben lassen.

So wollen denn auch wir Glieder der Ludoviciana uns an der Feier des heutigen Tages beteiligen. Und wenn wir dabei einem

alten Brauch deutscher Universitäten folgen und solchen Tag zunächst durch eine fachwissenschaftliche Betrachtung begehen, so tun wir das in dem Gedanken, eben damit zum Ausdruck zu bringen, daß auch all unsere wissenschaftliche Arbeit nicht allein der Menschheit, sondern in erster Linie dem Vaterland dienen soll. Literis et patriae: dies Wort war nach langen, schier pedantischen Erwägungen der Dozentenschaft dem Giebel der uns so schmerzhaft entrissenen Straßburger Universität in goldenen Lettern eingegraben worden. Literis et patriae, dies Wort steht ungeschrieben auch über dem Tun und Walten unserer Ludoviciana, ihrer Dozenten und ihrer Studenten.

Ein Staat ist es, hochansehnliche Versammlung, der deutsche Staat, dessen Begründung wir feiernd begehen. Lassen Sie mich daher als den Vertreter der Disziplin der Ethik zu Ihnen reden von der sittlichen Bedeutung des Staats, oder, besser ausgedrückt, von der Würdigung, die der Staat je und je innerhalb des Ethos der Menschheit erfahren hat. Staaten oder doch staatenähnliche Gebilde gibt es ja überall in der Welt, wo immer es eine menschliche Gesellschaft gibt. Staaten oder staatenähnliche Gebilde hat es auch immer gegeben, seit es eine menschliche Gesellschaft gegeben hat. Es ist eine tiefe Wahrheit, die Aristoteles anklingen läßt, wenn er einmal andeutet: der Staat, in dem ein Volksganzes zur Einheit zusammengefaßt wird, sei immer schon dagewesen, ehe dies Volksganze sich in einzelne Individuen differenziert und gegliedert hat. Aber die Beurteilung vom Wert des Staats ist dann und wann und hier und dort eine verschiedene gewesen. Und diese Verschiedenheit hängt, so überraschend und paradox das klingen mag, wesentlich ab von der herrschenden religiösen Weltanschauung. Das religiöse Bewußtsein ist es ja, das den Anspruch erhebt, Anweisung darüber zu erteilen, worin der Mensch sein höchstes Glück zu suchen habe. Das religiöse Bewußtsein ist es, das zuerst, und noch ehe die Philosophie sich darum kümmert, den Begriff des höchsten Guts, des höchsten Wertes prägt; und von der Gestaltung dieses Begriffs hängt dann die Beurteilung aller andern Güter und Werte ab.

Einige wenige naheliegende Beispiele! Für den antiken Durchschnittsmenschen war bekanntlich das höchste Gut der Staat, der nationale Staat. So war es einst in Israel: was Jahve, was Israels Gott wollte, war das Gedeihen des im Staat zusammengefaßten Volks; und die alttestamentlichen Propheten haben denn auch nicht unterlassen, die Mitarbeit an dem Gedeihen dieses Volks als eine von Gott gebotene Pflicht zu verkündigen. So war es in Hellas; so im alten Rom: die höchste sittliche Gemeinschaft, das höchste Gut war

der nationale Staat, über dessen Gedeihen die großen nationalen Götter wachten; und zu den obersten Pflichten gehörten die politischen Pflichten: dulce et decorum pro patria mori! Erst später, erst in der Zeit des beginnenden Verfalls, als die Götterdämmerung einbrach, und als, mit Hegel zu sprechen, in dieser Dämmerung die Eule der Minerva ihren Flug begann, trat an die Stelle des Staatswohls ein anderer höchster Wert. Der Individualismus brach sich Bahn in der alternden Philosophie. Man suchte den höchsten Wert in einem individuellen Gut. Man suchte ihn, etwa mit den Epikureern, in der Lust des Individuums; man kehrte grundsätzlich dem öffentlichen Leben den Rücken und genoß in der Stille mit Freunden, was zu genießen war: „λάθε βιώσας" lautete ein Wahlspruch des Epikureers, und auf seine Gräber setzte er gern die Inschrift „Bene vixit, qui bene latuit". Oder aber man suchte mit den Neuplatonikern den höchsten Wert in der weltabgekehrten mystischen Kontemplation des Individuums; und die man die „politischen" Pflichten nannte, waren eingestandenermaßen untergeordnete Pflichten. Ja, selbst der Stoiker, der gern in tönenden Worten vom Staat redete, suchte und fand schließlich doch das höchste Gut in einer bestimmten inneren Verfassung des Individuums: „Laboravit enim semper sapiens, ut in se plurimum poneret, intra se omne gaudium peteret". So hat der Staat innerhalb der lebensmüd gewordenen antiken Philosophie allmählich seine hohe Bedeutung eingebüßt.

Werfen wir aber weiter einen Blick auf den fernen Orient, so stoßen wir da wieder auf Religionen, die den Staat als höchstes Gut proklamieren. Das trifft beispielsweise für den Konfuzianismus zu. So hoch von diesem die Gemeinschaft der Familie gewertet wird, höher steht ihm die Gemeinschaft des „Himmlischen Reichs". So wichtig der Kultus der Familiengötter, der Ahnengötter ist, wichtiger ist der Kultus des großen Himmelsgotts Shang-ti, der über dem Gedeihen des Staates wacht, und dessen Repräsentant auf Erden das Staatsoberhaupt ist; und zu den obersten Pflichten gehören die bürgerlichen, die politischen Pflichten. Während des Weltkriegs hat ein gebildeter Chinese, Ku-Hung-Ming, eine Schrift veröffentlicht, darin er uns die konfuzianische Weltanschauung als vorbildliche Weltanschauung empfiehlt. Er wirft uns Abendländern charakteristischer Weise vor, daß wir den Sinn verloren hätten für die Bedeutung der „bürgerlichen" Pflichten, daß wir sie über den individuellen Pflichten allzuleicht vergäßen. Wörtlich heißt es: „Die Religion im europäischen Sinn lehrt den Menschen ein guter Mensch zu sein; aber der Konfuzianismus tut mehr; er lehrt ihn ein guter Bürger zu sein. Der christliche

Katechismus fragt: was ist der höchste Zweck des Menschen? Aber der konfuzianische Katechismus fragt: was ist der höchste Zweck des Bürgers? des Menschen nicht in seinem Einzelleben, sondern in seiner Beziehung zu den Mitmenschen und dem Staat!" Ähnlich, ganz ähnlich wie der Konfuzianismus die ursprüngliche Religion Japans, der Shintoismus. Wichtig da gleichfalls der Ahnenkult, und wertvoll die Familie; aber der höchste Gott jene Sonnengottheit, deren Sohn der Mikado ist; der höchste Wert der Staat; und die obersten Pflichten die nationalpolitischen.

Völlig anders die brahmanisch-hinduistische Weltanschauung. Als das höchste Gut preist sie zumeist die Rückkehr in den Schoß der Gottheit durch mystische Kontemplation, mit einem Kenner zu reden, die „pantheistische Mystik". Die obersten sittlichen Gemeinschaften sind die Familie und die Kaste, vor allem die Kaste der Brahmanen, der Gurus, der großen Religiosen und Mystagogen. Das Verständnis für den Wert des Staats ist verdunkelt: es ist kein Zufall, daß das indische Volk eine so leichte Beute fremder Eroberer geworden ist. Und nun gar der Buddhismus, der ursprüngliche radikale Buddhismus! Erst recht gilt ihm als höchstes Gut die mystische Kontemplation, das rechte „Sichversenken", das Erlöschen des aktiven, bewußten Lebens in der Seligkeit des Nirvâna. Von solcher lebenverneinender Weltanschauung führt keine Brücke hinüber zu einer positiven Würdigung des Staats, dieses stählernen, auf Lebensbejahung und Selbstbehauptung eines Volks gerichteten Organismus. Vom Buddhismus allein kann daher ein Staat nicht leben. Und es wird verständlich, daß der Buddhismus innerhalb eines Volksganzen meist nicht allein auftritt, sondern gewöhnlich kombiniert mit einer anderen staatsbejahenden Religion. So in China verbunden mit dem Konfuzianismus, in Japan verbunden mit dem Shintoismus. Fragt man aber einen gebildeten Japaner, wie sich die beiden kombinierten Religionen zu einander verhalten, so hört man wohl die Antwort: der Shintoismus ist die Staatsreligion (wie er denn auch eine Zeit lang zur offiziellen Staatsreligion erhoben worden ist); der Buddhismus ist die Religion der Individuen. Oder aber: der Shintoismus ist die Religion für die Selbstbehauptung und das Leben; der Buddhismus dagegen die für das Leiden und Sterben. Von einem bekannten japanischen Professor der Ethik und Pädagogik wurde gelegentlich folgende bezeichnende Erklärung des Sachverhalts gegeben: Wenn unsere Soldaten und Offiziere ins Feld ziehen, um für den Mikado und das Vaterland zu kämpfen, folgen sie dem Shintoismus; wenn sie aber schwer verwundet werden, und es zum Dulden und Sterben geht, nehmen sie ihre Zuflucht zum Dharma, zur

buddhistischen Lehre; sie ergeben sich dem vorher kunstvoll geübten „rechten Sichversenken" und kommen in mystisch-ekstatischen Zuständen über Schmerz und Leid des Sterbens hinweg.

Wie aber steht es um das Christentum? welche Würdigung des Staats ergibt sich aus der christlichen Weltanschauung? Es ist notorisch, ist eine einfach hinzunehmende Tatsache, daß das Christentum von Anfang an dem Staat nicht dieselbe Schätzung entgegengebracht hat, wie die antike Religion: die höchste sittliche Gemeinschaft, der höchste Wert war ihm nicht mehr der Staat. Diese geringere Schätzung des letzteren beruhte freilich nicht, wie beim ursprünglichen Buddhismus, auf einer grundsätzlichen Tendenz zur Welt- und Lebensverneinung: das war bei einer Religion, die ihrem Kern nach angeknüpft hatte an die lebenbejahende alttestamentliche Religion, nicht gut möglich. Die geringere Schätzung, die das Christentum dem Staat von Haus aus entgegenbrachte, beruhte vielmehr auf der Tendenz, das vom Schöpfergott gegebene Leben zu überbieten und zu überhöhen durch ein alle bisherigen Lebensgüter überragendes höchstes positives Lebensgut: das „Reich Gottes". — Das Reich Gottes: darunter verstand man ein höchstes, einzigartiges Lebensglück, das, von Gott gegeben, sich auf die Menschheit herabsenken sollte, das aber geknüpft war an eine bestimmte innere Verfassung der Individuen, an ein Innenleben in kindlichem Gottvertrauen und rückhaltloser Liebe; so daß man dies „Reich" auch schon früh hat kennzeichnen können als eine „innere" Gemeinschaft von in Gottvertrauen und Liebe verbundenen Menschen.

Daß dies Reich nahe herbeigekommen sei, war der Hauptinhalt des neu erklingenden Evangeliums gewesen. Mit enthusiastischer Begeisterung hatte die junge Christenheit die frohe Botschaft vernommen. Aller Augen waren sehnsuchtsvoll auf ihre baldige, baldigste Erfüllung gerichtet. Nur allzunatürlich, daß vor dem strahlenden Glanz dieses neu aufleuchtenden höchsten Guts der Wert des Staats verblaßte. Nur allzunatürlich, daß die erste Christenheit dem Staat gegenüber eine Stellung einnahm, die auf alle Fälle als eine gebrochene zu bezeichnen ist.

Zwar fehlt es nicht in der ältesten Christenheit an Stimmen, die dem Staat noch eine relative Berechtigung und einen relativen Wert zuerkennen: Worte, wie das von Ranke so hoch angeschlagene Wort Jesu „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist", wie man es auch immer neuerdings deuten möge, Worte, wie dasjenige des Paulus über den Wert der Obrigkeit und verwandte Wendungen im Neuen Testament müssen als wahre psychologische

Wunder der Besonnenheit in der Zeit des ersten aufgeregten christlichen Enthusiasmus beurteilt werden.

Es fehlt aber auch nicht in der ältesten Christenheit an Stimmen, die dem Staat jegliche Berechtigung absprechen und ihm geradezu mit Haß begegnen. Solche Stimmen klingen uns aus der Apokalypse entgegen. Sie haben sich auch später je und je bemerkbar gemacht. Sie erklären sich zum Teil daraus, daß der Staat, mit dem es die ältesten Christen zu tun hatten, ein heidnischer Staat war, der durch heidnische Forderungen das religiöse Gefühl der Christen verletzte. Unter Domitian ist der erste Christ hingerichtet worden, weil er sich weigerte, der Bildsäule des Kaisers kultische Verehrung zu zollen. Aber auch unter späteren Kaisern, die humaner dachten als Domitian, sind aus demselben oder ähnlichen Gründen zahlreiche Christen mit dem Tode bestraft worden. Solches Vorgehen des Staats mußte notwendig die Christenheit abstoßen, ihr die willige Anerkennung des Staats zur Unmöglichkeit machen. In den unzweifelhaft echten Märtyrerakten von Scili wird berichtet, daß der heilige Speratus auf eine Frage des Prokonsuls kategorisch geantwortet habe: ἐγὼ τὴν βασιλείαν τοῦ νῦν αἰῶνος οὐ γινώσκω.

Indessen nicht bloß der heidnische Charakter des Staats war es, der die Christen abstoßen mußte. Es war auch am Wesen des Staats als solchen etwas, das, wie beispielsweise aus gewissen Äußerungen Tertullians deutlich erhellt, die Christen befremdete. Was hatte, so fragte man unwillkürlich, der Staat mit dem „Reich Gottes" zu tun? Im Reich Gottes sollte allen Individuen dasselbe höchste Glück zu teil werden, wenn sie es nur annehmen wollten; im Staat war es in erster Linie auf das Wohl des Volksganzen abgesehen, dem unter Umständen das leibliche Leben einzelner Individuen geopfert wurde. Im Reich Gottes sollte Vergebung der Schuld stattfinden; im Staat wurde nach dem Prinzip der Gerechtigkeit vergolten. Im Reich Gottes sollte Liebe walten; im Staat wurde Herrschaft, Gewalt, Zwang geübt. Begreiflich, daß auch der Durchschnitt der Christen, der sich von Extremen fern hielt, dem Staat meist eine gewisse passive Gleichgültigkeit entgegenbrachte; eine Stimmung, die dann aber auch anderen Kulturerscheinungen gegenüber sich einstellte. Was hatten denn auch Handel und Industrie, Wissenschaft und Kunst mit dem Reich Gottes zu tun? Wie der Staat, so stieß schließlich auch die gesamte Kultur und alles Weltliche auf die gleiche Indifferenz. Der heidnische Philosoph Celsus mokiert sich einmal über die theologischen Streitigkeiten der Christen; er fügt aber hinzu: in einem sind sie doch alle einig, in dem Bekenntnis zu dem Wort: ἐμοὶ κόσμος ἐσταύρωται

κἀγὼ τῷ κόσμῳ, mir ist die Welt gekreuzigt, und ich der Welt. Dies Wort bestimmte aber nicht nur das innere, sondern leicht auch das äußere Verhalten der Christenheit.

So begreiflich nun ein derartiges Verhalten einerseits ist, es war doch anderseits mit einem Widerspruch behaftet. Man lehnte die Kultur ab, lebte aber doch mit von ihren Wohltaten. Man lehnte den Staat ab, lebte aber doch von ihm: man genoß seinen Schutz, genoß die von ihm geschaffene Ordnung, um an der Vorbereitung des Reichs Gottes zu arbeiten. Damit den Individuen höchste Innengüter zugeführt werden konnten, mußte ja erst durch den Staat der Bestand der Gesamtheit, des Volksganzen gesichert werden, von dem der Bestand der Individuen mit abhing; das Totum, das nach Aristoteles vor den Partes da ist, mußte bestehen, damit an der inneren Vervollkommnung der Partes gearbeitet werden konnte. So lastete auf dem Verhalten der älteren Christenheit ein gewisser Widerspruch oder, mit anderen Worten, ein Problem, unter dem Augustin noch gelitten, und mit dem auch er noch schwer gerungen hat.

Dies Problem ist von der morgenländischen Kirche niemals bis zu Ende durchdacht und theoretisch zu einer reinlichen Lösung gebracht worden. Die Umstände, die Ereignisse, zuletzt die Türkenherrschaft haben das verhindert. Durch die Brutalität der Praxis ist dort der Knoten einfach durchhauen worden. Es ist das Verdienst der abendländischen Großkirche, das Problem restlos durchdacht und auch theoretisch einer reinlichen Lösung zugeführt zu haben. Grundsätzlich und bewußt sei hier abgesehen von dem Unterschied zwischen mittelalterlich-thomistischer und reformatorischer Weltanschauung, zwischen der römisch-katholischen und der protestantischen Kirche. Beiden Kirchen, so verschieden sie über den Staat im einzelnen denken, ist doch eine Überzeugung gemein, die sich in flüchtigen Umrissen folgendermaßen kennzeichnen läßt: Der Staat ist zwar nicht die höchste sittliche Gemeinschaft, aber er ist eine unentbehrliche Voraussetzung für die Verwirklichung dieser Gemeinschaft in der Welt. Er kann zwar an sich nicht den Einzelnen dasselbe höchste Innenglück zubereiten, das vom Christentum für alle in gleichem Maße erstrebt wird; aber er kann doch den Bestand der Gesamtheit, des Volksganzen sichern und damit gleichsam den Rahmen schaffen, innerhalb dessen an der Realisierung jenes höchsten Innenglücks für alle Individuen gearbeitet werden kann. Oder dies der Deutlichkeit halber noch einmal anders ausgedrückt: Der Staat kann zwar nicht mit den ihm eigenen Mitteln jene höchste verfeinerte religiös-sittliche Innenkultur herstellen, an die nach christlicher Auffassung das „Reich Gottes" geknüpft ist; aber er kann doch

nicht nur den Bestand der Gesamtheit, sondern zugleich deren Wohl, das „bonum commune", und damit auch indirekt das Wohl der Individuen soweit und in dem Maß verwirklichen, als dies durch Zwang, Gewalt, Herrschaft möglich ist. Damit errichtet er die natürliche Basis, auf der eben jene höchste verfeinerte religiös-sittliche Innenkultur allen zugeführt werden kann. Darum ist der Staat nicht des Satans, wie wohl von Christen behauptet worden war; er ist von Gott. Er ist von der göttlichen Weltordnung vorgesehen mit als ein Mittel zur Verwirklichung des göttlichen Weltplans, mit als ein Baustein im „Bau der Ewigkeiten". Er ist etwas unbedingt Seinsollendes. Diese Überzeugung ist Gemeingut der abendländischen Großkirchen geworden. Sie haben damit den Grund gelegt zu einer entschieden positiven Würdigung des Staats auch innerhalb der christlichen Welt, ohne jedoch die Grenzen des staatlichen Könnens und Sollens zu übersehen.

Allerdings einzelne Sekten und Sektierer, speziell die sogenannten enthusiastischen, sind dann doch wieder zu derselben Geringschätzung des Staats zurückgekehrt, wie sie einem Teil der ältesten Christenheit zu eigen war; sie sind aber eben deshalb auch demselben Widerspruch verfallen. Sie haben den Staat abgelehnt und ihn doch ausgenutzt; ja, sie haben ihn geradezu mißbrauchen wollen zur Verwirklichung von Zwecken, die er nun einmal nicht verwirklichen kann. Es ließe sich das an manchen Beispielen veranschaulichen. Nur eines hier, ein krasses, aber ganz modernes! Dostojewski, der neuerdings viel genannte und gepriesene russische Schriftsteller, unterscheidet seinerseits sehr scharf zwischen dem Reich Gottes und dem Staat. Jenes ist ein Reich der Freiheit, des Glaubens und der Liebe; dieser ein Reich des Zwangs und der Gewalt. Darum ist der Staat vom Übel und abzulehnen. Aber eben derselbe Dostojewski gibt sich der Erwartung hin, daß der Staat, insbesondere der russische Staat, berufen sei, durch seine Mittel, durch Zwang und Gewalt das Reich Gottes zu verwirklichen. Welch wunderlicher Widerspruch! ein Widerspruch so ungeheuer, daß selbst begeisterte Verehrer des „dämonischen" Russen ihn mit Staunen und Befremden festgestellt haben. Dieser Widerspruch liegt hinter den abendländischen Großkirchen.

Hochansehnliche Versammlung! Man hat den Historiker einen „rückwärts schauenden Propheten" genannt. Ohne Bild gesprochen: aus der Geschichte läßt sich etwas lernen für Gegenwart und Zukunft. In der Tat: eine auch noch so flüchtige historische Betrachtung lehrt, daß nur ein solches Ethos, das grundsätzlich auf Lebensverneinung gerichtet ist, auf die Dauer den Staat ablehnen kann. Unser abendländisches

christliches Ethos hat sich entwickelt aus dem alttestamentlichen Ethos einerseits, aus dem antiken anderseits. Jenes wie dieses hat in seiner Blütezeit den Staat rückhaltlos bejaht. Das Christentum hat sich mit dem Staat zunächst nicht recht abfinden können, weil sich ihm die blendende Aussicht auf ein neues höchstes Gut erschlossen hatte. In langer, schwerer Gedankenarbeit ist es aber schließlich doch zurückgelangt zu einer entschieden positiven Würdigung des Staats. Das konnte nicht anders sein. Eine Menschheit, die das Leben nicht zurückbilden, sondern aufwärts und empor entwickeln will, vermag nun einmal des Staats nicht zu entraten, selbst wenn sie Ziele verfolgt, die über diejenigen des Staates hinausgehen.

Im Bewußtsein dieser Wahrheit wollen wir mit gesteigerter Dankbarkeit heute der großen Männer gedenken, die vor 52 Jahren dem nach Einheit strebenden deutschen Volk einen einheitlichen Staat geschaffen haben. Wir vergegenwärtigen uns zugleich, daß, obwohl wir modernen Menschen noch andere Pflichten kennen als die politischen, dennoch auch diese politischen Pflichten uns heilige Pflichten sind. Und endlich wollen wir noch das eine nicht vergessen: wo immer wir zu politischem Tun berufen sind, kommt es nicht darauf an, individuelle Interessen, die Sonderinteressen der Einzelnen, einer Klasse oder eines Standes oder einer Partei zu wahren, sondern das „bonum commune", wie schon Thomas Aquinas sagte, das „Wohl des gemeinen Landes", wie gelegentlich Luther sich ausdrückte, das Wohl der Gesamtheit, des Vaterlandes, wie wir es benennen wollen. In diesem Sinne gelte auch uns noch immer, insbesondere während dieser bedrückend schweren Tage, der antike Wahlspruch: „salus rei publicae suprema lex"!

Schlußwort des Rektors Professor Dr. jur. Eger.

Salus rei publicae suprema lex esto. Des Vaterlands Not, das höchste Gebot. Diesen Gedanken, der herausführt aus dem Hader der Parteien und hoch hinaushebt über die Sorgen um das kleine Ich – ihn wollen wir mit Inbrunst in uns aufnehmen und heute aufs neue ins Herz pflanzen. Nach diesem Wort zu handeln in all den schweren Stunden, die uns noch bevorstehen, unter Einsetzung der ganzen Persönlichkeit, das sei unser Vorsatz in dieser ernsten Stunde.

Wir wollen uns ja nicht beschämen lassen von denen, die diesem Spruch treu geblieben sind bis zum letzten Atemzug, die, um ihn wahr zu machen, dem Vaterland das höchste und schwerste Opfer dargebracht haben: durch die Gefallenen im großen Krieg, deren wir heute wie immer mit Stolz und Trauer gedenken.

Es taucht vor mir ein Bild auf aus der Winterschlacht in der Champagne anfangs 1915, als diese am heißesten tobte. Neben uns im Schützengraben war ein Abschnitt, den Westfalen besetzt hielten. Durch eine Sprengung waren die Franzosen an einer entfernteren Stelle durch den Graben durchgebrochen und eine Strecke war der Graben von 3 Seiten von feindlichen Gräben umgeben. Alles setzte der Feind daran, dieses Grabenstück zu bekommen. Große Mengen von Minen warf er von allen Seiten hinein, schwerste Verluste erlitten die braven Westfalen, mancher von ihnen wurde zerrissen und zerfetzt durch unseren Graben weggetragen. Die Westfalen wurden abgelöst – aber nur für kurze Zeit, sie mußten wieder hinein in die Hölle. Nie werde ich vergessen, wie sie auf diesem Weg in unserem Graben an uns vorüberzogen. Langsam, einer hinter dem anderen, still und todernst, im klaren Bewußtsein des Fürchterlichen, das ihrer harrte. Aber aus ihren Zügen sprach ein eiserner Wille und todesmutige Entschlossenheit. Sie bekommen den Graben nicht, sagte ein Westfale einem unserer Leute – und sie haben ihn auch gehalten – trotz allem.

Solch stiller Heldengröße wollen wir uns jetzt und stets erinnern, wie sie tausende bewiesen haben, die draußen in fremder Erde ruhen, und wollen uns ihnen gegenüber nicht klein und zage erfinden lassen.

Mit ihrer Leiber lebendigem Wall haben sie deutsche Erde vor feindlichem Einbruch geschützt; sie sind gefallen unbesiegt, vom Siegen ermüdet ein ganzes Heer.

Was aber unser welscher Nachbar mit all seinen Verbündeten in offenem Kampfe nicht vermocht, das sucht er jetzt im „Frieden" zu verwirklichen. – Urdeutschen Boden hat er betreten und besetzt –

angeblich als Pfand und zur Beitreibung unerfüllbarer Forderungen – in Wahrheit aber um dort dauernd seine frevlen Machtgelüste zu befriedigen.

Und wie im Westen der Franzose ein Kernstück aus dem Körper Deutschlands herauszureißen trachtet, so tut es ihm im Osten der Litauer nach.

Wahrlich, es ist wieder eine Zeit der Schwäche Deutschlands gekommen gleich der, die wir alle kennen und von der der greise Schweizer A. Heusler in seiner Geschichte der Stadt Basel vor kurzem geschrieben hat: diese Schwäche des deutschen Reichs benutzte Frankreich und hat ihm das Elsaß abgeraubt. Welchen Raub deutschen Gebietes wird man jetzt noch versuchen?

In diesen bangen Stunden gehen unsere Gedanken vor allem hin zu dem Rhein, zu den deutschen Brüdern und Schwestern im besetzten Gebiet – zu ihnen, die gemartert werden mit der schlimmsten geistigen Folter, von Farbigen niederer Kultur als Bütteln bewacht, und so ein Los erduldend, das eines freien Menschen unwürdig ist.

Wer in die traurigen Augen, die gramerfüllten Mienen einer deutschen Frau geblickt hat, die seit Jahr und Tag am eignen Herd brutaler Willkür der fremden Eindringlinge schutzlos preisgegeben ist – der weiß, wie wahr die eben gesprochenen Worte sind, der weiß aber auch, daß der Tag kommen wird, an dem sich aus der Brust dieser so geknechteten und gequälten ein lauter, weithin gellender und durch nichts zu unterdrückender Schrei nach Freiheit losringen wird. – Welch ein jammervoller Hohn auf alle Worte von Gerechtigkeit, Freiheit und Selbstbestimmung!

Als ein Zeichen unseres tiefen Mitempfindens, unseres innigen geistigen Verbundenseins schlage ich vor, die folgenden Worte in das besetzte Gebiet hinüber zu senden:

„Deutsche Männer und Frauen, Brüder und Schwestern im besetzten Gebiet! Die heute am 18. Januar zur Feier der Reichsgründung versammelten Angehörigen der Universität Gießen, Dozenten und Studenten und die anwesenden Gäste, gedenken Eurer mit herbem Schmerz, aber auch voll Stolz und Vertrauen zu Eurer deutschen Treue und im festen Glauben an den endlichen Sieg der gerechten Sache. – Die hessische Landesuniversität, die durch ihre enge Zugehörigkeit zu dem mit farbigen und weißen Franzosen besetzten Rheinhessen all die Leiden der deutschen Bevölkerung am Rhein und an der Saar so tief mitempfunden hat, fühlt gerade an diesem für das deutsche Volk so bedeutungsvollen Tag aufs schmerzlichste Eure tiefe seelische und wirtschaftliche Not.

Wir rufen Euch zu: haltet aus, laßt Euch nicht niederdrücken und moralisch abstumpfen durch all Eure Leiden, sondern kämpft auch fürderhin stolz und frei für Euer Deutschtum. Niemand kann die innere Zugehörigkeit der rheinischen Lande zu Deutschland zerstören, unlöslich sind die Bande des Bluts, der Kultur, der Gesittung und Sprache, noch enger geknüpft durch das gemeinsame Blutopfer im großen Verteidigungskrieg.

Mag kommen, was da will; Ihr gehört zu uns, und wir gehören zu Euch. Wir reichen Euch die Hand über den Rhein, der stets Deutschlands Strom, niemals Deutschlands Grenze sein wird."

Ich habe noch eine andere Kundgebung, die von allen deutschen Hochschulen heute ausgeht, Ihnen zur Zustimmung zu unterbreiten, die eine Antwort sein soll auf die jüngsten Gewaltakte Frankreichs:

„Am Gedenktage der Reichsgründung geben die deutschen Hochschulen ihrem Schmerz und ihrer Trauer über den Bruch von Rechten und Verträgen Ausdruck, dessen unsere Feinde sich durch Besetzung des Ruhrgebietes aufs neue schuldig machen. Lehrkörper und Studentenschaft legen vor der ganzen Welt entrüstete Verwahrung gegen die widerrechtlichen Gewaltmaßnahmen ein, die weder im Versailler Friedensdiktat noch im Völkerrecht einen Boden finden. Sie vertrauen der mannhaften und festen Haltung der Reichsregierung und geloben sich in unwandelbarer Treue allezeit einzusetzen für Volk und Heimat."

Deutsche Männer und Frauen, in dem Gedanken an unsere Brüder und Schwestern im besetzten Gebiet und an die tiefste Not unseres Volks wollen wir alles trennende vergessen, uns nur von dem einen Gedanken beherrschen lassen, daß wir alle Deutsche sind. Mag auch die Zukunft noch so finster vor uns liegen, wir wollen stark und fest sein in dem Glauben, daß ein einiger Wille auch in diesem Dunkel den Weg finden wird, der zum Recht und zur Freiheit führt. Durch Einigkeit zu Recht und Freiheit

für das deutsche Vaterland!

LC:

Mayer, Emil Hugo Walther 1854-

Das Verhältniss der Kantischen religions-philosophie zu dem Ganzen des Kantischen System

Halle 1879

Inaug. diss. Halle

vita

Grosse Brockhaus

Mayer, Emil Walther 1854-